

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 3=23 (1857)

Heft: 81

Artikel: Zur Geschichte der Infanterie

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-92514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militär-Zeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Der Schweiz. Militärzeitschrift XXIII. Jahrgang.

Basel, 5. November.

III. Jahrgang. 1857.

Nro. 81.

Die Schweizerische Militärzeitung erscheint zweimal in der Woche, jeweilen Montags und Donnerstags Abende. Der Preis bis Ende 1857 ist franco durch die ganze Schweiz Fr. 7. — Die Bestellungen werden direct an die Verlagsbuchhandlung „die Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung in Basel“ adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben. Verantwortliche Redaktion: Hans Wieland, Kommandant.

Abonnements auf die Schweizerische Militärzeitung werden zu jeder Zeit angenommen; man muß sich deshalb an die Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung in Basel wenden; die bisher erschienenen Nummern werden, so weit der Vorrath ausreicht, nachgeliefert.

Zur Geschichte der Infanterie.

Die nachfolgende Darstellung theilen wir aus W. Rüstow's Geschichte der Infanterie (Gotha, S. Scheube) mit, deren erster Band soeben erschienen ist, und die, auf gründliches Studium basirt, eine höchst werthvolle, Bereicherung der Militärliteratur zu werden verspricht. Wir behalten uns eine Besprechung des Werkes für die Zeit nach Vollendung desselben vor, und begnügen uns für jetzt mit einem Auszug aus dem, was der Verfasser über die Bewaffnung der Infanterie in der Periode sagt, wo diese Waffe sich in den Kämpfen der flandrischen Städte mit den französischen Königen und unter unsern Vätern aus ihrem Verfall in der Zeit der Ritterheere wieder erhob, um die Hauptwaffe der neuern Kulturvölker zu werden, wie sie die der alten gewesen war.

Wenn in dem Ritterheere — und selbst das Heer der aufblühenden Monarchie war vorherrschend ein Ritterheer, — das eigentliche Fußvolk durchaus zu keiner würdigen Stellung, zu Thätigkeit und Selbstachtung gelangen konnte, wenn wir hier die Spuren des Fußvolkes nur verfolgen konnten, indem wir der abgelesenen Reiterei ihren Anspruch auf unsere Beachtung zugestanden — wenn andererseits das Landvolk in dem größten Theile Europas seiner Masse nach unfrei und im Zustande der Sklaverei war, so daß es eine eigne Lebens-thätigkeit gar nicht entfalten konnte, — so scheint es, daß nur von den Städten die Wiedererweckung des Fußvolkes ausgehen konnte. Wir wollen jetzt klar zu machen suchen, inwiefern dies möglich war.

Das erste Bedürfnis der Städte sei der Schutz des Gewerbes durch Ummauerung und die Orga-

nisation der Wehrmannschaft zur Verteidigung der Mauern gewesen. Indessen das Gewerbe konnte nicht ohne den Handel bestehen, und wie eng dessen Kreise auch gesteckt werden mochten, immer führte er aus den Mauern hinaus. Dort lauerten aber Feinde in Menge. Mehr als sonstwo blühte namentlich in Deutschland das Raubrittertum, kein Handelsmann, kein Waarenzug konnte vor Wegelagern sicher die Straßen ziehen. So mußten die Bürger der Städte auch mit ihren militärischen Maßregeln über den Stadtbann hinausgreifen, sie mußten herausbrechen, die nächsten Raubnester angreifen, stürmen und niederreißen. Dies war selbstverständlich der Beginn tödtlicher Feindschaft zwischen dem Bürgertum und dem Junkertum, eine Feindschaft, die so naturwüchsig ist, daß noch in unserm Jahrhundert die Krautritter keinen herzlicheren Wunsch haben, als Vernichtung der großen Städte. Ritterbündnisse gegen die Städte lagen sehr nahe. Städtebündnisse zunächst gegen die Ritter ebenso nahe; da der Handel keine Grenzen als die der Erde kennt, stiegen die Städtebündnisse zu den weitumfassendsten Interessen hinauf, welche denkbar sind. In ihren Bündnissen wurden die Städte groß; wie schon früher die lombardischen, wuchsen seit dem Ende des 13. Jahrhunderts die niederländischen, rheinischen, schwäbischen und norddeutschen Städte in ihren Bündnissen heran.

An sich selbst hätten sie eine Kriegsmacht, die vorherrschend aus Fußvolk bestand, aufbringen müssen. Indessen mit der Macht kam der Reichtum, mit der Ausdehnung des Verkehrs die Nothwendigkeit entfernter und langdauernder Kriegsfahrten, mit dem erlangten Einfluß die Möglichkeit der Bündnisse auch mit Fürsten und Herren. Alles dies war der Heranbildung einer reinen Kriegsmacht von Fußvolk, welche auf sich selbst stehen wollte und konnte, nicht günstig. Die Bündnisse mit Fürsten und Herren brachten Reitermassen als Verbündete; die Nothwendigkeit weiter und ferner Heerfahrten erweckte die Neigung, Söldner für äußere Kriege in Dienst zu nehmen; in einer Zeit,

wo der Reiter vorherrschend allein für den Kriegermann galt, bekam man auch vorherrschend nur berittene Söldner. In einer solchen Zeit mußte überall, wo die Reiterei, wenn auch nicht den größten, nur einen beträchtlichen Theil des Heeres ausmachte, dieselbe das Fußvolk in den Hintergrund drängen. Hierzu kam, daß die Städte, wenn auch ihre Bündnisse eine noch so weite Ausdehnung hatten, dennoch keine nationalen Staaten bildeten; sie waren einzeln genommen integrierende Theile anderer Staaten und in den Bündnissen waren Städte, die mit verschiedenen Staaten in mannigfaltigen politischen Beziehungen, zu ihnen in Abhängigkeitsverhältnissen standen. Mit der wachsenden Macht gelangten die Städte über ihren Bann hinaus zu Gebieten und zu diesen Gebieten stellten sie sich wie die Herren zu den Beherrschten, wie der einzelne Edelmann zu seinen Bauern, und ließen nicht selten ihr unterworfenes Landvolk von ritterlichen Söldnern bewachen und in Zaum halten. Ihr Reichthum erlaubte ihnen dies.

Wenn aber das Fußvolk wieder zu Ehren kommen sollte, so war es durchaus nothwendig, daß ein Heer, welches lediglich aus Fußvolk bestand, einem Heere, dessen Kern mindestens die Ritterschaft bildete, entgegentrat, daß dieses Fußvolk siegreich blieb und so den Beweis lieferte, auch der Fußkämpfer könne ein Krieger sein. Nur auf diese Weise konnte das Fußvolk aus dem Banne erlöst werden, in den es ein seit Jahrhunderten genährtes Vorurtheil genährt hatte, daß es nur gut sei, einen unnützen Troß zu bilden, nur auf diese Weise konnte es die alte Würde des griechischen oder römischen Fußvolkes sich zurückerkämpfen, von deren einzigem Bestehen die Ritterzeit kaum noch eine Ahnung übrig gelassen. Es war, um es mit einem Worte zu sagen, ein förmliches Duell erforderlich zwischen dem Fußvolk und der Reiterei, in welchem das erstere siegreich blieb, wenn dieses von neuem Entwicklungsfähigkeit erhalten sollte. Weil es aber so stand, so ist es auch begreiflich, daß jedes Heer, welches sich die Hilfe von Reitermassen verschaffen konnte, sich diese wirklich verschaffte. Dadurch ward die Wahrscheinlichkeit, daß es zu einem solchen Duell einmal komme, ungemein vermindert.

Grundbedingung, daß es zu einem solchen komme, war, daß sich in irgend einer verlorenen Ecke Europas vorerst ein Fußvolk in kleinen Kämpfen bildete, in welcher eine Reiterei z. B. wegen der Beschaffenheit des Terrains und dem Mangel an Geld und anderen Reichthümern neben dem Fußvolk nicht wohl erwachsen konnte; daß dieses Fußvolk nicht bloß vereinzelten, durch Ritterheerbezirke getrennten Städten, sondern einer territorial abgeschlossenen nationalen Einheit angehörte, daß nun dieses Fußvolk, bereits erstarkt, auf die Bühne der Weltgeschichte trete, hier, vielleicht nur durch Glücksfälle begünstigt, sich dem Ritterheere entgegen erweise, die Aufmerksamkeit der Welt unwiderstehlich auf sich lenke und nun in fernern Kämpfen auch erfülle, was es versprochen.

Grade dies war der geschichtliche Verlauf, in welchem die Schweizer dem Fußvolk seine alte längst vergessene Würde wieder erkämpften. In den Alpen, um den Vierwaldstättersee in den Gebirgsthälern, wo eine große Pferdezucht nicht möglich war und wo eine Anzahl Bauerngemeinden, keinem Adel unterworfen, sich die Reichsfreiheit bewahrt hatte, entstand dieses Fußvolk; in dem Kampfe gegen das Haus Oestreich zog es zuerst die Aufmerksamkeit seiner nächsten Nachbarn auf sich. Die schweizerischen Städte suchten das Bündniß mit den Bauern. In dieses brachten die Städter die höhere Intelligenz mit, die Landleute aber etwas, was noch mehr werth war, nämlich eine glückliche Unbekanntschaft mit dem Europa beherrschenden Vorurtheil, als könne nur der Reitermann ein Krieger sein. Die Städte ermutigten sich an dem Beispiel, welches die Landleute ihnen gaben, ihre Verbindung mit den Waldstätten brachte sie auch dem Landvolke ihrer eignen Gebiete näher, als es ohne dies wahrscheinlich der Fall gewesen wäre. Man tauschte aus und theilte einander mit, was man Gutes und Nützlichendes hatte. Die Eidgenossenschaft der Städte und Landleute kam allmählig durch Erweiterung in einen territorialen Zusammenhang, wie er anderen, bloßen Städtebündnissen nicht eigen war, und in demselben erwuchs das schweizerische Fußvolk zu Einheit und Kraft. So erwachsen fand es bereits Karl der Kühne vor, als er den Streit mit den Schweizern muthwillig suchte, und im Erwachsen, so zu sagen in den Flegeljahren, hatte es bereits bei St. Jakob an der Aare früher, 1444, Ludwig der Elfte kennen und achten gelernt. Mit dem Burgunderkriege traten die Schweizer mitten auf die Kampfplätze, auf welchen die damaligen europäischen großen Fragen entschieden wurden. Ihre Lust an Geld- und Ländergewinn wurde von den Nachbarn, namentlich von Frankreich genährt. Die erwachsende Monarchie erkannte, daß sie sich von der immer unzuverlässigeren Hilfe der Lehnritterschaft unabhängig machen und auf die billigste Weise ihre Pläne verfolgen könne, wenn sie sich ein Fußvolk schaffe, welches nun bewiesen habe, daß es vor der Reiterei sich nicht zu fürchten brauche. Theils wurden Schweizer in Sold genommen, theils schuf man sich nach ihrem Muster, wo das Material dazu vorhanden war, ein eignes nationales Fußvolk. Frankreich vermochte dies am wenigsten und blieb lange Zeit am meisten auf den Gebrauch fremder Söldner beschränkt.

Die Schweizer und die Deutschen gaben in den spätern Jahrzehnten durch ihre Bewaffnung und Eintheilung die Regel für die gesammte europäische Infanterie. „Von den blanken Waffen gewinnt die Pike entschieden die Oberherrschaft über die Hellebarde und sonstige kurze Waffen. Die Pike wird beständig verlängert, bis sie schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts ihr Grenzmaß erreicht hat, auf welchem sie nun stehen bleibt. Der Degen wird steigend länger und wird neben allen Wehren, sowohl den blanken, als den Fernwaffen

geführt. Die Fernwaffen, anfänglich noch Armbrust und Feuerrohr, werden bei den Kulturvölkern des Kontinents gleichfalls schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts ausschließlich Feuergewehre. Dieselben nehmen im Verhältnis zu den blanken Waffen während der Religionskriege im steigenden Maße zu, bis am Ende des Jahrhunderts sich eine Reaktion dagegen zeigt, welche der Pike wieder ihre Rechte geben will und dies nicht ohne Erfolg. Innerhalb der Klasse der Feuergewehre erheben sich verschiedene Gattungen von leichterem oder größerem Kaliber. Die Tendenz geht dahin, das leichtere Kaliber ganz abzuschaffen und das größere zur Allein herrschaft zu bringen. In den Schusswaffen endlich zeigt sich ein Schwanken; um sich gegen die Wirkungen des Feuergewehrs sicherer zu stellen, strebt man dahin, die Pikentiere möglichst vollständig mit möglichst vollkommenen Schusswaffen zu versehen; die Musketiere dagegen, oder allgemein die Schützen, entledigen sich derselben immer mehr.

Noch in dem Heere, welches Renat von Lothringen zur Schlacht von Nancy führte und welches aus Schweizern und deutschen Völkern bestand, ist das Verhältnis der Hellebarden zu den Spießen ein sehr großes. Dürfen wir nach dem Verhältnis in dem Gewalthausen schließen, welches uns überliefert ist, so wäre die Anzahl der Hellebarden des Heeres der Anzahl der Spieße ungefähr gleichzusetzen. Dies änderte sich nun. Bei den Schweizern gelangte, je größere Heere sie ins Feld stellten und je mehr sie mit andern Nationen zusammen stießen, desto mehr die Führung zur Geltung. Die Führer aber wollten Einheit der Bewaffnung und da schien nun der Spieß entschieden der Hellebarde oder sonstigen kurzen Waffen vorzuziehen, insbesondere, wenn man sich vorstellte, daß man als Hauptfeind eine tüchtige Reiterei zu bekämpfen haben werde. Die Hellebarde ist ferner keine Waffe für den geschlossenen Haufen, der persönliche feste Muth der Einzelnen muß das Beste bei ihr thun und die Führung muß also die Einzelnen, wenn die Hellebarde wirksam sein soll, mehr oder minder aus der Hand geben; das aber will die Führung nicht, sie strebt nach mechanischer Einwirkung auf die Truppe, die sie als ein Werkzeug betrachtet, mit dem sie handeln soll. Die schweizerischen Führer also arbeiteten an der Abschaffung oder wenigstens an der Verminderung der Zahl der Hellebarden. Sie stießen dabei auf vielen Widerstand bei den gemeinen Soldaten, bei dem Volke, welches diese Waffe liebte, einestheils wohl, weil sie seinem festen trotzigen Sinn entsprach, andernteils aber auch wegen ihrer Leichtigkeit und Handlichkeit, weil sie auf dem Marsche nicht so lästig war als der Spieß. Die obrigkeitlichen Verordnungen, welche auf Verminderung der Hellebarden hingingen, drangen daher nur sehr allmählig durch. Am schnellsten machte sich die Sache noch bei einem Korps, welches auf gute Bedingungen, von wegen der Eidgenossenschaft und auf längere Zeit in fremden Sold gestellt wurde,

also namentlich bei den 6000 Schweizern in französischem Dienste; hier ging alles regelmäßiger zu, als in anderen Fällen und die Führung hatte an und für sich hier einen erheblichen Einfluß. So kam denn in dem Korps der 6000 Schweizer, welche Karl VIII. 1494 nach Italien führte, auf drei Glieder Spieße nur ein Glied Hellebardiere. Dasselbe Verhältnis scheint auch noch durch das ganze erste Viertel des 16. Jahrhunderts bestanden zu haben. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wollte man von Hellebardieren theilweis gar nichts wissen und Wallhausen rechnet sie Anfangs des 17. Jahrhunderts geradezu zu denjenigen Truppen, „welche im Feld nicht viel Nutzen können.“

Die Spieße der Schweizer Karls VIII. im Jahre 1495 waren nur 10 Fuß lang, aber stark und von eichenem Holz, was von denen anderer Nationen nicht gesagt werden konnte. Aber bald suchte man nun es einander in der Länge der Spieße zuvorthun und dadurch einen Vortheil gegen den Feind mit seinen kürzeren Waffen zu erlangen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Italiener zu dieser Wettjagd den Anstoß gaben. In dem Streite der Orsini mit dem Papste im Jahre 1494 wurden die päpstlichen Truppen bei Baccano von denen der Orsini geschlagen und den Ruhm des Sieges schrieb man vornehmlich dem Vitellozzo zu, welcher seine Truppen nach dem Muster der Schweizer und Landsknechte erzog und sie mit Spießen versehen hatte, welche um zwei Fuß länger waren, als die bis dahin gebräuchlichen. So hatten seine Leute den Vortheil, daß sie beim Zusammenstoße den Feind beschädigen konnten, ehe sie selbst noch beschädigt wurden. Der Sieg aber erschien um so rühmlicher, da in den Reihen der Feinde auch 800 Deutsche gekämpft hatten, seit 1495 der Schrecken und Popanz der italienischen Infanterie.

Zur Zeit, da Machiavell seine sieben Bücher vom Kriege schrieb, war der Spieß bereits auf 18 Fuß oder 9 Ellen Länge angewachsen. Darüber hinaus kam man dann nicht, obwohl man nicht geringe Lust dazu hatte; diese Länge des Spießes erhielt sich bis in das 17. Jahrhundert hinein; man verlangte, daß derselbe eine gute Spitze habe, wo möglich von Eichenholz, nicht allzudünn und an der Spitze auf 4 bis 5 Spannen Länge mit eisernen Schienen beschlagen sei.

(Schluß folgt.)

Kriegsgeschichtliche Beispiele zum Felddienst.

II. Fehlerhafte Aufstellung der Vedetten. — „Ein Mann ist kein Mann.“

Aus dem Munde des Vizekönigs von Italien, Eugen Beauharnais, daher aus sicherster Quelle, vernahm der Feldzeugmeister von Welden einen Vorfall, der einen Beleg zu der Behauptung liefern wird, wie oft das Schicksal der Schlachten von einer einzigen Vedette abhängt. Der franzö-